

Fernrohr

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **10 (2003)**

Heft 107

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AMERIKA GIBT ES NICHT

Gespräch mit Geschichtswissenschaftler Jakob Tanner über die historischen Wurzeln der Amerikanisierung und des Antiamerikanismus

Jakob Tanner, geboren 1950 in Root LU, ist Professor an der Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Zürich. Tanner war Mitglied der unabhängigen Expertenkommission «Die Schweiz im 2. Weltkrieg», welche vor kurzem den Bergier-Bericht publizierte.

Angesichts des drohenden amerikanischen Waffengangs in der Golfregion nehmen in Europa die antiamerikanischen Ressentiments spürbar zu. Ein Gespräch aus aktuellem Anlass mit Jakob Tanner, der an der Universität Zürich Geschichte lehrt und sich in seinen Forschungen immer wieder mit der Rolle von Amerikanisierung und Antiamerikanismus in der europäischen Geschichte auseinandergesetzt hat. Die Fragen stellten Reto Bruseghini, Christoph Fellmann und Kaspar Surber.

Jakob Tanner, ein geflügeltes Wort sagt: «Amerika gibt es nicht». Wenn es Amerika nicht gibt: Wer hat es dann erfunden?

Amerika – und wenn wir im Verlauf des Gesprächs das Wort Amerika brauchen, dann immer in Bezug auf die USA – ist eine Selbsterfindung. Eine heterogene Einwanderergesellschaft schafft sich von sich selber ein Bild auf der Basis von Individualismus, Egalitarismus und uneingeschränkter Mobilität. Das begann schon im 18. Jahrhundert. Ende des 19. Jahrhunderts, als die Westwanderung abgeschlossen war, entwarf der Historiker Frederick Jackson Turner in einem Vortrag, den er 1893 an der Weltausstellung in Chicago hielt, das Bild einer «Frontier-Gesellschaft». Das war eine neue Sicht auf die Geschichte, eine Absage an die Auffassung, wonach die USA ein Ableger Englands oder aus einer Sklavenhalter-Gesellschaft hervorgegangen seien. Entscheidend wurde das mythologisch aufgeladene Bild der Eroberung des Westens, des Vorstosses in die Wilderness, der eine rohe, aber auch freie Mentalität herausbildete.

Mochte dieses neue amerikanische Selbstbild auch die Europäer zu begeistern?

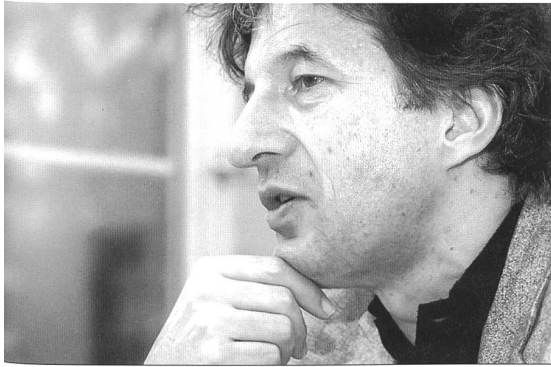
Populär wurde ein gewisser William Cody alias Buffalo Bill, der vor den Toren der Chicagoer Weltausstellung seine mit Hunderten von Cowboys und Indianern bestückte Wild-

westshow zeigte. Diese hatte er schon in den 1880er-Jahren nach Europa gebracht und sie dort dem Geschmack des Publikums angepasst. Die Selbsterfindung Amerikas lief also auch über die Alte Welt, die mit ihren Projektionen an der Stilisierung des Wilden Westens mitwirkte.

Was machte die Europäer so empfänglich für diese Bilder eines Wilden Westens?

Hegel lag nicht falsch, als er schon früh im 19. Jahrhundert schrieb: «Amerika ist somit das Land der Zukunft. (...) Es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstungskammer des alten Europa langweilt.» Das sind zwei entscheidende Momente: Amerika ist der Traum der besseren Zukunft. Und es ist kurzweilig und macht Spass. Wer nach Amerika auswanderte, gelangte in eine dynamische Gesellschaft, in der man sich selber definieren und durchsetzen musste. Das war eine archaische Alternative zu europäischem Ordnungsdenken. So hat der Anarchist Gustav Landauer schon 1907 Walt Whitmans «Grashalme» auf deutsch übersetzt, ein Buch, aus dem das Ideal des freien Bürgers, der seinen Weg macht, spricht. Die Idee des Self-Made-Man, das Bild endloser Prärien, in denen man sich bewähren konnte, war in den europäischen Ländern, die noch Obrigkeitsstaaten waren, enorm faszinierend.

«Ich finde das Nachdenken über Amerika noch immer ein gutes Mittel gegen europäische Langeweile.»



Das erklärt den Erfolg von Karl May. Die Amerikanisierung kam dann aber in ganz anderer Weise über Europa.

Schon 1901 nannte der britische Journalist William T. Stead die «Amerikanisierung der Welt» den «grossen Trend des 20. Jahrhunderts». Damals hatte sich die amerikanische Industrie als überlegen herausgestellt, die USA waren im pazifischen Raum präsent und verfochten die Idee, für billige und nützliche Produkte liesse sich über alle kulturellen Unterschiede hinweg weltweit eine Nachfrage finden. Seit den 1890er Jahren spielte die Vision einer Massenkongsumgesellschaft auch nach innen eine zentrale Rolle. Als Land ohne starke Zentralgewalt konnte die soziale Integration am besten über Konsumleitbilder und materielle Wohlfahrt gefördert werden. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde in den USA das Verteilungssystem rationalisiert, und die Industrie setzte zunehmend auf standardisierte Serienproduktion. Schon während dieser «Selbstamerikanisierung» der USA wurden diese Massenprodukte mit zunehmendem Erfolg exportiert und in andere Kulturen eingebaut – eine subtile und produktive Form der Expansion.

Enstanden aus dieser Amerikanisierung heraus auch die antiamerikanischen Ressentiments?

Obwohl das komplizierte Akkulturationsprozesse waren, welche Gebrauch und Bedeutung der Produkte veränderten, wurde Amerika mit Billigprodukten und Populärkultur identifiziert. Schon im 19. Jahrhundert kursierten in Europa die Schreckensbilder des amerikanischen Menschen, die ihn als primitiven Kommerztypen beschreiben, der nur Geschäfte kennt und für Geld alles macht.

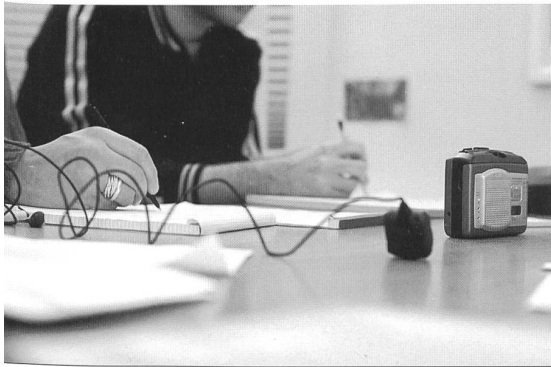
Bald galten die USA in den europäischen «Kulturnationen» als gleichmacherisch, als Bedrohung für die eigenen Ordnungsvorstellungen.

Wurden nicht gleichzeitig die mythologischen Bilder des wilden Amerikas, die einen so faszinierten, auch als bedrohlich empfunden? Am Rock'n'Roll entsetzte in den 50er Jahren doch gerade die ekstatische Wildheit, welche nichts mehr als den Rückfall in den Dschungel befürchten liess?

Dazu gibt es spannende Studien zu Deutschland, die zeigen, wie es zu einer «Selbst-Amerikanisierung» von Rowdies und Halbstarke kam. Diese Jungen, welche die anerkannten Autoritäten herausforderten, legten sich einen Wildwesthabitus zu und hörten amerikanische Musik; paradoxerweise lehnten sie sich dabei an dieselben USA an, die auch den Eliten nach dem Zusammenbruch des «Dritten Reiches» neue Orientierung boten. Das zeigt, wie gross die Bedeutungsspannweite des Begriffs «Amerika» ist.

Bis heute benutzen die USA das Faszinosum der Wildwest-Mythologie, um Politik zu machen, aktuell etwa in der Rhetorik George W. Bushs: Da kämpft das Gute gegen das Böse, man heftet sich auf die Fersen des Schurken Osama bin Laden und verfolgt ihn durch die Berge, bis seine Zeit «abgelaufen» ist.

Die USA halten sich nicht an bin Laden, den sie nicht finden, sondern sie werfen sich in eine Sheriff-Pose und rüsten zum Krieg gegen «Schurkenstaaten». Hier kommt auch kulturelles Kapital zum Einsatz. Die USA haben in der ersten Hälfte des «kurzen 20. Jahrhunderts» zweimal im grossen Stil militärisch in



«Der Vorwurf, die USA könnten nur über die Sprache des ‹rauchenden Colts› kommunizieren, greift zu kurz.»

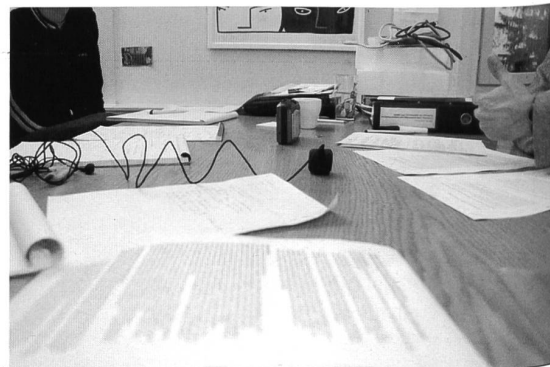
Europa interveniert; sie waren massgeblich an der Niederrichtung des nationalsozialistischen Terrorregimes beteiligt – aus dieser Perspektive greift der Vorwurf zu kurz, die USA könnten nur über die Sprache des ‹rauchenden Colts› kommunizieren. Diese historischen Verdienste wurden aber immer wieder zur Rechtfertigung von verheerenden Kriegen – Stichwort Vietnam – verwendet. Heute ist es kein Zufall, dass ein Gerhard Schröder in der Frage einer deutschen Beteiligung am geplanten Irakkrieg arg ins Schlingern gerät. So sehr die USA dominieren, so sehr sehen sie sich mit einem schwerwiegenden Problem konfrontiert: Der Antiamerikanismus ist wieder politischer geworden. Nach dem Zusammenbruch des Kalten Krieges sind sie als einzige Weltmacht übrig geblieben. Damit ist ein strukturelles Arroganzproblem verbunden: Der ‹grosse Polizist› ist noch nie geliebt worden, und nur, wenn er sich dessen bewusst ist und mit Augenmass vorgeht, kann er die Kritik im Zaume halten. Diese Lektion hat die amerikanische Regierung nicht gelernt. Es zeichnet sich deshalb ein fataler Teufelskreis ab: Die USA werden immer härter angegriffen und glauben deswegen ihre Polizistenrolle round the world noch stärker spielen zu müssen, was die Kritik wiederum verschärft. Auf diese Weise lassen sich die globalen Ordnungsprobleme nicht lösen.

Also freut man sich auch hierzulande offensichtlich über einen Film wie ‹Bowling for Columbine›. Die Ironie dabei ist aber, dass hier ein Film mit antiamerikanistischer Triebkraft läuft, der in seinen Methoden nicht amerikanischer sein könnte.

Schon die Anti-Vietnam-Bewegung hat den Anti-Amerikanismus amerikanisiert, und tatsächlich ist ‹Bowling for Columbine› mit seinen fast schon toquevilleschen Anwandlungen ein durch und durch amerikanischer, vis-à-vis der offiziellen US-Politik aber sicher ein antiamerikanischer Film, der in den USA eine enorme Erfolgswelle hinter sich hat. Damit steht er in einer langen Tradition einer genuin amerikanischen Kritik an Amerika. Der Philosoph Richard Rorty etwa zieht im Namen amerikanischer Werte wie Demokratie und Freiheit gegen den ‹einfältigen militaristischen Chauvinismus› ins Feld, welcher die nationale Rhetorik dominiert.

Existiert diese Tradition, das Land an seinen Grundwerten zu messen, nicht auch in der linken Schweiz?

In der Tat gibt es auch hier diese Auseinandersetzungen um das Selbstbild der freien und demokratischen Schweiz, wobei sich die einen auf den liberalen Staat von 1848 berufen, die anderen auf die eidgenössische Traditionsfestung von 1291. In Absetzung zur Rütli- und Reduitschweiz ist 1848 auch für die schweizerische Linke zu einem fast uneingeschränkt positiven Referenzrahmen geworden, obwohl die Gründung des liberalen Staates ja auch als politische Entwicklungshilfe für den schweizerischen Kapitalismus interpretiert werden könnte. Demgegenüber wird aber betont, dass die damaligen Liberalen Ideen verpflichtet waren, die sich im Sinne einer ‹partizipativen Demokratie› auch heute weiter entfalten lassen.



«Innovative Modelle wie die Migros zeigen, wie sehr das transatlantische Vorbild umgeformt und lokalen Verhältnissen angepasst wurde.»

Was zu grossen Auseinandersetzungen führt, aber auch Sinn stiftet.

Das kann man sagen. In der Schweiz wie in den USA konnte man nicht auf einem Nationalitätsbegriff aufbauen, so dass nur eine verfassungspatriotische Argumentation blieb. Von daher war auch die Idee sehr plausibel, die USA und die Schweiz seien «Schwesterrepubliken». Weder dort noch hier gibt es ein «Volk» im völkischnationalistischen Sinne. Gerade deswegen wurde die «Volksherrschaft» in den USA und der Schweiz zu einem obsessiven Thema, geradezu zu einer Bürgerreligion.

Ist das Fehlen einer eigenen Nationalität nicht auch mit dem Zwang zur Modernität verbunden?

Ja, denn wenn solche Staaten nicht über ihre wirtschaftliche und kulturelle Modernität handlungsfähig bleiben, wenn sich die Schweiz also in eine rückständige Alpenrepublik verwandeln würde, dann hätte sie auch Mühe, ihre Eigenstaatlichkeit weiterhin zu behaupten. Die historisch so traditionsbewusste Schweiz hat sich denn auch sehr schnell auf den American Way of Life eingelassen und mit einer starken Integration in Weltmärkte ein beträchtliches Einkommensniveau hervorgebracht. Dabei kam es aber nicht einfach zu einer Kopie des amerikanischen Stils; gerade innovative Modelle wie die Migros, die in den 1920er Jahren gegründet wurde, zeigen, wie sehr das transatlantische Vorbild umgeformt und lokalen Verhältnissen angepasst wurde.

Heute scheint der Rütlimythos an Boden zu verlieren. Der alte, katholisch-bildungsbürgerlich geprägte Bildungskanon zerbricht. Haben wir eine weitere Amerikanisierungswelle zu gewärtigen?

Ich würde nicht mehr von Amerikanisierung sprechen. Die Schubkraft des US-amerikanischen Massenkonsummodells lief in den 80er Jahren aus. Der Globalisierungsprozess ist nicht einfach die Fortsetzung der amerikanischen Konsummoderne mit andern Mitteln. Wenn heute in Schweizer Schulen Frühenglisch eingeführt wird, ist das keine Folge forcierter Amerikanisierung, sondern eben dieser Druck auf die Schweizerinnen und Schweizer, modern und weltoffen zu sein und sich die globale Lingua franca anzueignen.

Whitmans Idee des Menschen, der seinen Weg macht, also des Self-Made-Man, und damit verbunden die Winner-Mentalität feiern derzeit in der Schweiz in der Politik der SVP grosse Erfolge. Bewahrt die SVP die Schweiz vor Europa, indem sie sie amerikanisiert?

Sicher adaptiert die SVP mit ihrer Propaganda gegen «Bundesbern» und ihrer Ideologie der Eigenverantwortung amerikanische Konzepte. Doch auch Christoph Blochers parteiinterner Gegenspieler, Adolf Ogi, war durch das fremdenfreundliche Berneroberrländische Kurort-Milieu geprägt und somit eine weltoffene, amerikanisierte Politikerpersönlichkeit. Wenn man die SVP-Klientel am Buurezmorge anschaut, so stellt sich hingegen der Eindruck beklemmender Enge ein, der zum Lebensgefühl einer «Frontier-Gesellschaft» kontrastiert. Zur Debatte steht hier wohl eher der alte Gegensatz zwischen Auffassungen, wie eine Gesellschaft institutionell zu organisieren sei;

der Konflikt zwischen sozialstaatlichen und individualistischen Lösungsansätzen lässt sich weit zurückverfolgen und er hat eigenständige europäische Wurzeln. Das gilt auch für Fremdenfeindlichkeit und Flucht in nationale Illusionen.

Es geht beim amerikanischen Traum wie bei der SVP-Politik ja auch mehr um die Suggestion einer Realität als um die Realität, um die Erzeugung verführerischer Bilder.

Diese Entwicklung von einer geführten zu einer verführten Gesellschaft ist ein allgemeines Phänomen und hat mit der zunehmenden Bedeutung der Medien sowie mit der Pluralisierung von Werten zu tun. Der Traum, den die SVP anbietet, enthält zwar das «amerikanische» Prinzip individueller Eigenverantwortung und eines nationalen Sendungsbewusstseins, aber in jener Form, die von Amerikanern wie Richard Rorty als beschämend bezeichnet wird. Die Auseinandersetzung darüber, was «Amerika» ist oder sein soll, ist heute nicht abgeschlossen. Die Frage ist, ob wir die Parallelen, die zwischen einer SVP und «Amerika» bestehen, hervorheben wollen oder ob wir – mit Walt Whitman – umgekehrt davon ausgehen, dass die amerikanische Erfahrung die einer experimentellen Selbsterschaffung einer Gesellschaft ist, die sich nur an ihren Grenzen selber verstehen konnte. Ich plädiere für diese Haltung und finde das Nachdenken über Amerika noch immer ein gutes Mittel gegen europäische Langeweile.

Bilder: Florian Bachmann